

3. Feldforschung: Zwischen Anspruch und Wirklichkeit

Claudia Derichs

Feldforschung kann auf vielfältige Weise begangen werden und das Konzept, das dem Begriff im sozialwissenschaftlichen Kontext zu Grunde liegt, hat Wandlungen und Ausformungen erfahren (s. den Beitrag von A. Senz in dieser Ausgabe). Feldforschung ist etwas, das vom Forscher oder der Forscherin selbst, höchst individuell, durchgeführt, erlebt und erfahren wird. Freilich gibt es kollektive Forschungsunternehmungen im Feld, doch die Wahrnehmung von Umwelt und Menschen ist doch stets auch eine sehr individuelle, subjektive Angelegenheit. Im Folgenden möchte ich diese subjektiven Momente des methodischen Konzeptes Feldforschung aufgreifen, auf die Einflussfaktoren bei der Feldforschungsplanung eingehen und zur Illustration einige Eindrücke und persönliche Entwicklungen aus meiner eigenen Erfahrung als Wissenschaftlerin im Feld anführen.

3.1 Einflussfaktoren

Auf die Forscherin¹ treffen bei der Entscheidung, in der wissenschaftlichen Arbeit auf Feldforschung als Methode zurückzugreifen, verschiedene Einflüsse ein, die nicht immer bewusst realisiert werden (müssen). Sie können umschrieben werden als:

- „Megatrends“ in der Wissenschaft
- Existenzielle und institutionelle Rahmenbedingungen
- Persönliche Erfahrungen, Verbindungen
- Persönliche Interessen, Prägungen, Neigungen

Bei den „Megatrends“ handelt es sich um wissenschaftsgeschichtliche Paradigmen, die den akademischen Diskurs für eine längere Zeit prägen und in zahlreichen theoretischen Ausläufern ihren Niederschlag finden. Die Modernisierungstheorie, die Dependenztheorie der 1960er und 70er oder auch die Orientalismusedebatte der 80er Jahre stellten solche Megatrends dar. Meist stehen sie in engem Zusammenhang mit weltgeschichtlichen Parametern, denen eine bestimmte „Weltsicht“ zugrunde liegt. In Europa war dies beispielsweise nach 1945 der Ost-West-Konflikt, während es heute (2004) in nahezu allen Staaten die Globalisierung mit ihren entgrenzenden und homogenisierenden Tendenzen ist, die als bestimmend für die Sicht des Weltgeschehens wahrgenommen wird. In der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung, die immer auch auf einer ganz bestimmten Weltsicht beruht, ist aufgrund der geschichtlichen Entwicklung ein Nord-Süd-Gefälle entstanden. Im Norden erfolgt die Theoriebildung, während der Süden für die Empirie (und damit oft für die Kernerarbeit auf der Mikroebene) herhält. Während „westliche“ Theorien in den Ländern des Südens rezipiert, gelehrt, diskutiert und angewandt werden, geschieht dies selten in der umgekehrten Reihenfolge. Auch in den

¹ Ich bleibe im Folgenden bei der weiblichen Form, zumal es in weiten Teilen des Textes um mich selbst als Forscherin geht.

Asienwissenschaften existieren nur wenige Ausnahmen von dieser „Regel“.² Kritik an der Einseitigkeit der wissenschaftlichen Theoriebildung und -perzeption erfolgt, wird aber häufig nur in kleineren wissenschaftlichen Zirkeln thematisiert. Die Forscherin selbst kann sich, zumal die erste Feldforschung meist noch im Kontext einer akademischen Abschlussarbeit angelegt ist, diesen Megatrends in der Wissenschaft kaum entziehen. Der Regelfall ist, soweit möchte ich behaupten, dass der Einfluss solcher Paradigmen auf die eigene Arbeit zunächst von der Forscherin selbst auch gar nicht bewusst wahrgenommen wird, weil die Konzentration sich in erster Linie auf die spezifische, individuell angestrebte Untersuchung richtet.

Existenzielle und institutionelle Rahmenbedingungen fallen indessen in einen Bereich, der die eigene Forschung spürbar beeinflusst. Es sind nicht immer die optimalen Bedingungen, die vor allem junge Forscherinnen für ihre angestrebte Arbeit vorfinden. Wer fördert das Vorhaben ideell und finanziell? Erfährt die Wissenschaftlerin Ermutigung für ihr Vorhaben durch ihre Umwelt, durch die Institution, der sie angehört, durch Menschen, die in ähnlichen Bereichen gearbeitet haben? Welche Art von Unterstützung erhält sie – existenziell, finanziell, inhaltlich, moralisch? Für heutige Verhältnisse gehört es zu den Selbstverständlichkeiten in den Asienwissenschaften, dass Forschungsaufenthalte der Studierenden im Zielland von den Lehrenden unterstützt und ermutigt werden. Doch dies war nicht immer so; noch in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts löste das studentische Begehren, nach reiflichem Studium einer asiatischen Sprache daheim auch einmal in das Land zu fahren, in welchem diese Sprache gesprochen wird, bei einigen Lehrenden noch große Verwunderung und Befremden aus. Auch wenn die erwähnten Rahmenbedingungen bei der späteren Präsentation der *Forschungsergebnisse* völlig aus dem Blick geraten, weil sie in der Regel nicht erwähnt werden, bestimmen sie das Forschungsdesign doch in ganz erheblichem Maße. Plastisch ausgedrückt: Mit einem satten Stipendium, einer guten hiesigen Beratung und einer Partnerinstitution oder einem Ansprechpartner im Feld lässt sich die Forschung wesentlich unbelasteter planen (und meist auch ausführen) als mit einer vagen Aussicht auf finanzielle Unterstützung und mit der Aussicht, im Feld zunächst auf sich alleine gestellt zu sein. Die Rahmenbedingungen können freilich nicht in einen kausalen Bezug zur Qualität der Feldforschung gestellt werden. Es gibt genügend Beispiele für solide, tiefgehende Untersuchungen, die unter sehr schwierigen Bedingungen ausgeführt wurden und gerade deshalb enorm fruchtbringend gewesen sind, wohingegen andere Analysen trotz vorteilhafter Konditionen auf einem wenig eindrucksvollen Level bleiben. In der Planungsphase der Feldforschung allerdings sind die existenziellen und institutionellen Rahmenbedingungen unmittelbare Einflussfaktoren, die im gesamten Forschungsdesign berücksichtigt werden müssen und dadurch die individuelle Entscheidung maßgeblich mitbestimmen.

Persönliche Erfahrungen und Verbindungen gehören ebenfalls in den Bereich der individuellen Bestimmungsfaktoren. Der Wunsch, in einem bestimmten Land Feldforschung zu betreiben, entsteht bisweilen aus eher oberflächlichen, aber als „interessant“ empfundenen Erfahrungen, die bei einem

² Beispiele wären die von indischer Seite angestoßenen *subaltern studies* oder die in der politischen Ökonomie bekannte Fluggänsetheorie des Japaners Akamatsu.

vorherigen Besuch – sei er aus wissenschaftlichem oder aus nicht-wissenschaftlichem Anlass erfolgt – gemacht worden sind und einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen haben. Reisen sind Informationsreservoirs und produzieren ebenso wie Bücher, Filme und andere Informationsträger Anreize (*incentives*) für eine tiefergehende Beschäftigung mit einem Thema. Oft sind Reiseeindrücke die direkten Auslöser des Wunsches nach mehr Wissen über das, was auf der Reise nicht befriedigend ergründet werden konnte. In den Asienwissenschaften war bis in die 90er Jahre hinein eine vorherige Reiseerfahrung seltener gegeben, weil Reiseziele wie Japan oder China doch recht weit außerhalb des üblichen Touristenziel-Kataloges rangierten und überdies ein teures Vergnügen bedeuteten. Die wirtschaftliche Globalisierung hat indes auch hier entgrenzend gewirkt, so dass aufgrund des Angebotes an asiatischen Waren im Ausland und nicht zuletzt aufgrund der Preiskonkurrenz der Fluggesellschaften eine Asienreise nicht mehr so exotisch ist, d.h. Asien im geografischen Empfinden näher gerückt ist. Das Internet schließlich hat es möglich gemacht, dass Informationen in einer vorher nie gekannten Geschwindigkeit über alle denkbaren Distanzen hinweg zur Verfügung gestellt werden können. Das Internet ersetzt damit nicht die Feldforschung, ermöglicht aber eine andere und bisweilen allein infolge der Aktualität der Informationen intensivere Vorbereitung auf die Feldforschung als Literatur und Printmedien dies zu leisten vermögen.

In welchem Maße eine Forscherin die Möglichkeiten des vorherigen Vertrautmachens mit dem Kontext des Feldforschungszieles nutzt und nutzen kann, ist wiederum eine höchst individuelle Angelegenheit. Nicht allein der Wille zur intensiven Vorbereitung ist dabei entscheidend, sondern auch die Gelegenheiten, die sich dem Individuum bieten, um sich dem Zielland kognitiv und physisch zu nähern, sind von großer Bedeutung. Ein Schüleraustausch-Programm mit Japan, eine Städtepartnerschaft mit einer Stadt in China oder sonstige Gegebenheiten, die ein junger Mensch als Gelegenheiten wahrnehmen kann, „das Fremde“ kennenzulernen, sind keine selbstverständlichen, sondern nach wie vor privilegierte Eintrittskarten in die andere Kultur. Aus soziologischer Sicht zählen daher auch Herkunft, wirtschaftliche Verfassung und soziale Schichtzugehörigkeit zu den Elementen, die Gelegenheiten für ein wissenschaftliches Vorhaben bieten oder begrenzen.

Last but not least bestimmen persönliche Interessen und Neigungen die Feldforschungsplanung und das Forschungsdesign. Interessen und Neigungen entwickeln sich mit Erziehung und Sozialisation im sozialen Mikrobereich, sind aber gleichzeitig auch Spiegelflächen eines Zeitgeistes, der das Denken, die innere Einstellung, die ideologischen Präferenzen und Weltansicht eines Menschen reflektieren. So kommt es nicht von ungefähr, dass im Zuge der Bildungsexpansion in Deutschland und dem Sieg Maos in China eine Vielzahl von Sinologiestudierenden in Sozialismus und Kommunismus ein erstrebenswertes System sahen. Diese starke ideologische Prägung ist heute weitgehend verschwunden, zumal der Zeitgeist nach 1989 die großen Ideologien zugunsten der Globalisierungsdebatte in den Hintergrund hat treten lassen. In der Japanologie nahm im Laufe der Nachkriegszeit das Interesse an ökonomischen Japanstudien zu. Lehrstühle für die Wirtschaft Japans entstanden und die zuvor relativ einseitig auf literaturwissenschaftlich-philologische,

kulturwissenschaftliche und anthropologische Studien ausgerichtete Japanwissenschaft öffnete sich den modernen Sozialwissenschaften. Gewiss stehen solche Entwicklungen in engem Zusammenhang mit den oben genannten Megatrends. Während die wissenschaftsgeschichtlichen Paradigmen aber eher unbewusst auf die Forscherin ausstrahlen, sind ideologische Prägungen und innere Einstellung meist bewusste Komponenten des Entscheidungsprozesses in der Feldforschungsplanung.

Im Folgenden möchte ich die Auswirkungen der genannten Einflussfaktoren am Beispiel meiner eigenen Feldforschungen schildern. Ich werde dabei insbesondere auf die letztgenannten Komponenten der ideologischen Prägung und inneren Einstellung eingehen und darlegen, wie mit Hilfe von Theorie und Methode aus einer Neigung eine wissenschaftliche Arbeit entstehen kann.³

3.2 Feldforschung nach Neigung

Meine erste Auseinandersetzung an Ort und Stelle mit dem Zielland meiner Studien, Japan, erfolgte während meines Sprachaufenthaltes an einer Universität in Tokyo im Jahr 1988. Meine ideologische Verortung zu dieser Zeit kann als sehr weit links beschrieben werden. Aus diesem Grunde lag es für mich nahe, die ersten sprachlichen Annäherungen bei denjenigen japanischen Kommilitonen zu unternehmen, die sich augenscheinlich in ähnlicher Weise hochschulpolitisch engagierten, wie ich es zu Hause in Deutschland tat. Meine Kommunikationsversuche stießen auf großes Interesse und ich erhielt unerwarteten Zuspruch für meine zaghaften Versuche einer gegenseitigen politischen Positionsbestimmung. Die Affinität zu politisch aktiven Kommilitonen prägte mein Vokabular und weite Teile meines kommunikativen Umfeldes in Japan. Die Herausforderung, auch selbst aktiv zu werden, stellte sich als wirkungsvoller dar als die Angst, wegen ebensolcher Aktivitäten des Landes verwiesen zu werden. Ich nahm, zwecks Nicht-Erkennung verumumt, an öffentlichen Demonstrationen teil, lernte Parolen, Verteidigungstechniken und Fluchtverhalten bei drohender Verfolgung, lernte über die Praktiken von „Untergrundzellen“ und wurde in politischer Argumentation und Diskussion geschult. So wurde ich selbst zur Aktivistin, wurde Teil der „Bewegung“ und genoss in der Gruppierung, der ich mich angeschlossen hatte, ein überdurchschnittliches Vertrauen.

Das Studienjahr endete 1989. Ich kehrte zurück nach Deutschland mit dem festen Vorsatz, über die Anliegen und Aktivitäten der (außerparlamentarischen) japanischen Linken meine Abschlussarbeit zu verfassen und soviel wie möglich zur Veröffentlichung anzufertigen, weil mir „Japans Neue Linke“ als weißer Fleck im allgemeinen wie auch im fachspezifischen Wissen über Japan erschien. Ersteres gelang mir, Letzteres nur sehr bedingt.⁴ Nach dem Studienabschluss entstand daher der innere Wunsch, eine Dissertation zu verfassen und zu veröffentlichen, die mir eine detaillierte Schilderung des Erlebten und Gelernten ermöglichen würde.⁵ Dieser Wunsch stieß nur bei wenigen Kolleg/innen

³ Zum Thema Theorie und Methode siehe auch meine sowie die Ausführungen anderer ausgewählter Ostasienwissenschaftler/innen im Endbericht zum Forschungsprojekt *Methoden der Feldforschung in den Ostasienwissenschaften*, hrsg. von Ingrid Getreuer-Kargl et al., Universität Wien, Institute für Japanologie, Sinologie, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Oktober 1996.

⁴ Es interessierten sich – aus heutiger Perspektive erwartungsgemäß – nur einige kleine Zirkel für meine Erfahrungen. Vor meiner Dissertation erreichten nur Vorträge, jedoch kein nennenswerter Artikel ein breiteres Publikum.

⁵ Diesen Plan konnte ich verwirklichen. 1995 erschien die Dissertation bei der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens (OAG) in Hamburg unter dem Titel *Japans Neue Linke. Soziale Bewegung und außerparlamentarische Opposition, 1957-1995*.

aus der deutschen Japanforschung auf Unterstützung; diese erfolgte dann intensiv und gehaltvoll. Die Arbeit selbst konnte indes nicht bewältigt werden, ohne eine Feldforschungsphase in Japan einzulegen, die mich dieses Mal nicht als Sympathisantin oder Gleichgesinnte in „meine Gruppe“ führen würde, sondern als teilnehmende Beobachterin, die das Wahrgenommene von einem wissenschaftlich neutralen Standpunkt aus zu analysieren hat. Das Vertrauen, welches ich genoss, sollte dazu dienen, mir Zugang zu Informationen zu verschaffen, die Außenstehende nicht erhalten würden. Das Vertrauen der von mir zu untersuchenden Gruppe stellte meinen „komparativen Kostenvorteil“ dar.

Die Gratwanderung zwischen Moral und Verantwortung, die eine Forscherin in solchen Situationen zu vollziehen hat, zählt wohl zu den schwierigsten Aufgaben einer „nah am Menschen“ angesiedelten Feldforschung. Moralische Skrupel und das Gefühl, Verrat zu üben, Unrechtes zu tun und sich illoyal zu verhalten, stellen sich ein, nein: sie befallen einen. Um diesem Gefühl zu begegnen, entschloss ich mich frühzeitig, in der Feldforschung offen auf die japanischen Aktivisten zuzugehen und mein wissenschaftliches Vorhaben ehrlich mitzuteilen – auch auf die Gefahr hin, aus dem Kreis der Vertrauten entlassen zu werden. Sensible Informationen sollten freilich anonym behandelt werden. Diese Vorgehensweise erwies sich als erfolgreich. Mehr noch: Meine Arbeit wurde wohlwollend begrüßt und ich erhielt wertvolle Unterstützung, weil es die Gruppe auch mit Stolz erfüllte, dass über sie geforscht wurde. Ohne Zweifel erleichterte diese Art des Zugangs zum Untersuchungsgegenstand auch die erforderliche Abstraktion, die für eine wissenschaftliche Bearbeitung einer Fallstudie geboten ist.

Die Abstraktion vom Konkreten zum Allgemeinen (und umgekehrt) leistet in den Sozialwissenschaften die Theorie. Eine Theorie in einer asienwissenschaftlichen Fallstudie anzuwenden bedeutet, zum einen die Tauglichkeit der meist auf „westliche“ Verhältnisse orientierten Theorie in einem asiatischen Kontext zu prüfen, und zum anderen von der Spezifik des asiatischen Untersuchungsgegenstandes auf möglicherweise doch generalisierbare Momente zu schließen.⁶ In meinem Fall stellten die Theorien über soziale Bewegungen den Bezugsrahmen für meine Fallstudie. Der reziproke Bezug von Theorie zu Fallstudie erforderte es immer wieder, das Erlebte – die Ergebnisse der teilnehmenden Beobachtung – vor dem Hintergrund generalisierter Annahmen zu reflektieren. Diese Übung (denn letztlich stellt eine solche Arbeit eine wissenschaftliche Übung dar) hat mir persönlich geholfen, meine Erfahrungen in der Feldforschung nicht zu überschätzen, sondern mir vor Augen zu führen, dass konkrete Erlebnisse zwar sehr persönliche Erlebnisse sind, deshalb aber in ihrem wissenschaftlichen Erkenntnisgehalt keine einzigartigen Phänomene darstellen. Auch die eigene ideologische Einstellung ist auf diese Weise in den Hintergrund getreten und zu einem Auslöser meines Forschungsinteresses, nicht aber zum inhaltlichen Wertmaßstab geworden. Das Vorgehen gleicht in einem politikwissenschaftlichen Kontext etwa der Übung, ein Wahlergebnis, das

⁶ Diese Formulierung ist freilich holzschnittartig und stellt keine Universalerklärung für den Gebrauch von sozialwissenschaftlichen Theorien in der Asienforschung dar. In den meisten Fällen dienen Theorien allerdings genau diesem Zweck und werden genau dieser Prüfung unterzogen.

mir von meiner politischen Gesinnung her nicht gefällt, rein mit Hilfe der Erkenntnisse aus der Wahlforschung und ohne Voreingenommenheit zu analysieren.

Die wichtigsten Erfahrungen aus dem damaligen Feldforschungsaufenthalt in Japan können in drei Punkten zusammengefasst werden:

- 1) Feldforschung ist eine höchst individuelle Angelegenheit, deren Verarbeitung die Forscherin mit Anderen teilt, indem sie von der konkreten auf die theoretische Ebene überleitet und ihre Erkenntnisse dadurch vergleichbar und diskutierbar macht.
- 2) Eine persönliche Betroffenheit von bestimmten Ereignissen und Abläufen braucht nicht verdrängt zu werden, denn eine Verdrängung macht noch keine Abstraktion möglich. Erst die Relativierung des Erlebten, die Suche nach Vergleichbarem, ermöglicht die erforderliche Abstraktion. Theorien und konsolidierte Methoden der Untersuchung helfen dabei.
- 3) Die Erfahrung im Feld stellt einen intensiven Einblick in einen sozialen Mikrokosmos dar. Sie kann jedoch sehr wohl dazu dienen, generalisierte Verhaltensmuster in einer Gesellschaft zu entdecken, zu erkunden, ihre Herkunft aufzuspüren. Gleichwohl sollte sie dazu dienen, den Pluralismus einer jeden Gesellschaft anzuerkennen und auch die Verhaltensmuster zu akzeptieren, die als universal (menschlich) gelten. Der eigene Untersuchungsgegenstand sollte nie als einzigartiges Phänomen überschätzt werden.

Meine Erfahrungen in der Feldforschung waren geprägt durch meine wirtschaftliche Situation (ein Promotionsstipendium), meine politische Einstellung („links“), meinen familiären sozialen Hintergrund (Arbeiterkind aus der unteren Mittelschicht), durch den Ost-West-Konflikt, dessen Ende 1989 auch über die japanische Linke hereinbrach, sowie durch den Trend in der Japanforschung der 80er Jahre, nicht nur über die Harmonie, sondern vor allem auch über die Konflikte in der japanischen Gesellschaft zu forschen. Diese Einflussfaktoren waren mir (bis auf meine wirtschaftliche Situation) zum Zeitpunkt der Planung meiner Forschung nicht bewusst. Sie heute zu leugnen, wäre nicht nur unehrlich mir selbst und meiner Umwelt gegenüber, sondern würde dem Konzept der Feldforschung auch eine realiter nicht gegebene Aura des Unpersönlichen, des rein methodologisch zu Reflektierenden verleihen. Feldforschung aber ist kein bloßes Instrument der wissenschaftlichen Arbeit, auch wenn es im späteren Produkt der Arbeit (Buch, Forschungsbericht) dem akademischen Anspruch entsprechend einen unpersönlichen, neutralen, instrumentellen Charakter annimmt.